

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 157.

Samstag, 20. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(I. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Emerentia Battenberg sah dieses Werden und Vergehen in der Natur schon zum fünfundachtzigsten Male. Aber ihr Geist war noch klar und frisch, und sie führte ein strenges Regiment im Wormser Haus. Das spürten sie alle, — ihre fleißige Enkelin Dorothee, die seit der Lähmung der Ahne den Hausstand übernommen, — das Urenkelkind Sibylle und die Mägde.

Sibylle war ein Waisenkind und voriges Jahr aus der Pfalz herübergekommen zur Urgroßmutter. Sie hatte wieder Leben und Aufregung in das bis dahin so stille, vertrauenerweckende Haus am Rhein gebracht, und ihre jungen zwanzig Jahre wollten oft nicht so recht hineinpassen in die Gewohnheiten der alten Menschen und den vergifteten Laveneldust der unergründlich tiefen Wandschränke. Jetzt war Sibylle, die von Ruhme Dorothee händeringend gesucht wurde, im sauberen Garten am Wasser. Es waren die Wege dieses Gartens mit schnurgraden Buchsbaumreihen eingefaßt, und auf den Beeten blühten leuchtend bunte Spätkommerblumen, denn der September stand vor der Tür.

Eine breite Mauer trennte den Garten vom Strom, der tief unten so breit und geruhig dahinsfloß. Und gegenüber am jenseitigen Ufer sah man die Weinberge und fruchtbaren Felder des hessischen Landes sich dehnen.

Jetzt hörte Sibylle jenseits der Gartenmauer Schritte daherkommen aus der Richtung der Stadt. Ihr Ziel schien just das Wormser Haus zu sein, denn sie bogen vom Wege ab und traten durch die eiserne Gitterpforte in den Hof. Und nun hörte sie bis hier draußen den Klopfer dröhnen durch die klare Luft.

Sie war ein wenig verdukt und sah sich ängstlich nach allen Seiten um, als suche sie einen Versteck.

Drinne im Hause aber öffnete die alte Magd vorsichtig die Haustür. Ein großer und staatlicher Mann stand davor. Seine tiefen, dunklen Augen hatten einen offenen und klugen Blick, und das energisch vorspringende Kinn zeugte von Tatkraft und Energie. Die dunklen Augenbrauen schienen über der Nasenwurzel zusammengewachsen, das gab dem Gesicht einen ernsten, männlichen, fast herben Zug.

Der vornehme Ankömmling fragte mit tiefer Stimme, ob er die ehr- und tugendsame Frau Emerentia Battenberg sprechen könne.

Die alte Magd hatte ehrfürchtig einen tiefen Knicks gemacht und erschrocken geflüstert:

„Solche Ehre! Ich werde den Herrn Hofpfalzgrafen anmelden.“

Damit führte sie den Herrn samt vielen Knicksen in die Diele und eilte die Treppe hinauf. Sie war ganz außer Atem, als sie bei der Ahne meldete:

„Der Herr Johann Friedrich Seidenbender selbst bittet um eine Unterredung.“

Frau Emerentia sah gespannt auf.

„Dann hat er wichtiges zu vermelden, Marie. Bringe mir meine violette Sonntagshaube und den kleinen Spiegel. Wir dürfen den Vielbeschäftigten nicht warten lassen.“ Und während Marie in großer Eile die Sonntagshaube mit der alten Garnitur auswechselte, und schnell noch etwaige Staubhaken von den

blankpolierten Möbeln wischte, beschäftigten sich die Gedanken der alten Frau lebhaft mit dem Besucher.

Es war: Johann Friedrich Seidenbender zu jener Zeit einer der ersten Männer von Worms. Er war Licentiat der Rechte und kaiserlicher Hofpfalzgraf und bekleidete zeitweise das Amt eines regierenden (kult-heißen. Ein gelehrter Mann, voller Tatkraft, umsichtig und geschäftskundig, widmete er mit Hingebung alle Kräfte seiner Vaterstadt. Als kaiserlicher Hofpfalzgraf hatte er bedeutende Rechte; so insbesondere das Recht, Doktoren zu ernennen. Ferner war er Mitglied des Dreizehnerkollegs, jenem beständigen, inneren Rat, der zu dieser Zeit das Regiment ausübte und Worms regierte. Es stand Johann Friedrich Seidenbender jetzt im 38. Lebensjahre, und auf der Höhe seiner Kraft und Schaffensfreude.

Als Seidenbender unten auf der sonnigen Diele mit großen Schritten wartend auf und ab ging, das Barock auf den Eichentisch geworfen, die Hände, die fast verborgen waren unter den Spitzenmanschetten der langen Ärmel, auf dem Rücken verschränkt, — öffnete sich leise knarrend eine Seitentür, und Sibylle Battenberg steckte neugierig ihr rosiges Gesicht durch die Spalte. Sie hatte doch den Klopfer gehört und wußte nun gerne, was los war.

Dann blieb sie stehen und wagte nicht recht, näher zu kommen. Denn des Seidenbenders große, dunkle Augen ruhten sinnend auf dem anmutigen Bild, und musterten sie von oben bis unten. Eine Glutwelle schoß langsam in ihr Gesicht, und sie wollte sich verlegen wieder zurückziehen. Da trat er rasch auf sie zu.

„Lasset Euch nicht stören durch mich, Jungfrau. Ich gehe gleich hinauf zur Frau Emerentia Battenberg.“

Da trat sie frei auf die Diele und reichte ihm die Hand.

„Verzeihet, wenn ich neugierig schien. Aber ich hörte den Klopfer, und ich habe allweil so große Furcht vor den Franzosen.“

Er krausste die Stirn.

„Furcht tut nichts Gutes. Sondern wir sollen frei und mutig in allen Dingen sein. Was soll der Franzose denken, wenn er bei uns im deutschen Reich überall nur auf Angst und Zagen stößt? Seid Ihr die Urenkelin der Frau Emerentia, die in der Pfalz schon so Arges erlebte?“

Sibylle nickte. Ihr Gesicht war wieder blaß geworden:

„Sie sollen jetzt böse hausen in der Pfalz. Und man spricht davon, daß sie näher und näher kommen.“

Wieder ging ein tiefer Blick von oben bis unten über sie hin.

„Ihr scheint mir ja recht ängstlich zu sein, Jungfrau. Sind wir Männer denn nicht alle da, um Euch zu schützen? Nicht davonlaufen sollen wir vom Rhein, wenn der Franzose kommt. Wacht stehen sollen wir ihm mit hellem Aug' und heißem Blut. Denn er ist heißer Strom, und wir sind es ihm schuldig. Furcht tut nichts Gutes.“

Da kam die alte

Als er zu Frau Emerentia über die Schwelle trat, verneigte er sich tief.

„Verzeihet, daß ich Euch nimmer entgegengehen kann. Aber Ihr lenket mein Leiden, das mich schon seit Jahren an den Stuhl fesselt.“

Er war auf sie zugetreten und hatte ihre kleine, verschrumpelte Hand ehrfürchtig an die Lippen gezogen. „Ihr wollet die frühe Morgenstunde entschuldigen, Frau Emerentia. Aber die Sorge um Euer Wohl und Eure Ruhe trieben mich so zeitig her.“

Sie sah sehr steil und sehr würdevoll auf dem gestreiften Sessel, die violette Seidenhaube auf dem weißen Haar.

„Geruhet Platz zu nehmen, Seidenbender. Und dann berichtet mir Euer Anliegen.“

Er hatte sich einen der steifen, hochlehnigen Stühle zu ihr hingezogen und ließ sich darauf nieder. Die großen, lehnigen Hände, die im Spitzengerinsel des Ärmels saßen, faltete er zwischen den Knien, und beugte sich ein wenig vor, damit die alte Frau ihn besser verstünde.

„Ich möchte Euch nicht erschrecken, Battenbergerin. Aber Ihr müßt das Wormser Haus noch in diesem Monat räumen.“

Sie sah ihn ruhig an mit ihren klugen, grauen Augen.

„Sieht es so schlimm aus mit der Verteidigung von Worms, wenn der Franzose kommt?“

„Das nicht, Battenbergerin. Aber Euer Haus liegt außerhalb der Stadtmauer. Da können wir es nicht schützen.“

„Legt mir Bürgerwehr hinein. Ich bin jetzt schon zu alt, um meine Wurzeln noch in fremden Boden zu verpflanzen. Es sind die Franzosen immer höfliche Leute gewesen. Sie werden eine Greisin und harmlose Frauen verschonen.“

Jetzt lachte Seidenbender hart auf.

„Sie sind in der Pfalz eingefallen. Haben ohne Schwierigkeiten Kaiserslautern, Alzei, Neustadt und Oppenheim besezt. Es kommen schon Flüchtige vom Lande und suchen ihre Zuflucht in der Stadt. Der französische General Marquis de Boufflers soll nicht mehr weit von Göllheim stehen. Und alle Zeichen sprechen dafür, daß er seinen Marsch direkt auf Worms nehmen wird.“

Frau Emerentia tastete mit ihren gekrümmten Gicht Händen unruhig über die bunte Wolldecke, die auf ihren Knien lag.

„Ich — ich kann, weiß Gott! nicht mehr aus diesem Hause fort, Seidenbender. Wo sollte ich auch hin?“

„Jedermann würde Euch gerne Obdach geben in der Stadt. Meine Frau —“

Sie unterbrach ihn jäh. „Ich bin fünfundachtzig Jahre alt, Seidenbender. Hier im Wormser Haus habe ich mein ganzes Leben geschaltet und gewaltet. Hier will ich auch einmal sterben.“

Er sah nachdenklich vor sich hin.

„Hoffen wir zu Gott, daß alles besser vorübergehen wird, als wir fürchten. Ich hielt es nur für meine Pflicht, Euch zu warnen, Frau Emerentia. Denn Ihr seid nicht allein hier im Hause, Ihr habt die Verantwortung für alle die anderen Frauenpersonen auch, und besonders für Eure anmutige junge Enkelin. Aber Ihr habt Recht, ich schide Euch etliche zuverlässige Mann von der Bürgerwehr her, die mögen Wacht stehen, am Wormser Haus und am Rhein.“

Er stand auf und trat an das Fenster, von wo aus man den Strom überblicken konnte. Sein Gesicht war ernst, und seine Stimme bebte.

„Was haben wir Frankreich zu Leide getan, daß es nur immer auf unseren Untergang sinnt? Es soll böse aussehen in der Pfalz und den ganzen Rhein entlang. Es ist, als sei es der Antichrist selber, der als Sonnenkönig auf Frankreichs Thron sitzt. Und dabei leben wir im tiefsten Frieden — es ist kein Krieg erklärt worden und nichts. Aber deutsches Land wird widerrechtlich eingenommen und zerstört, weil es dem großen Ludwig so gefällt!“

Er preßte beide Hände gegen die Stirn und ging erregt im Zimmer auf und ab.

Frau Emerentia nickte umdüsterten Blicks vor sich hin. Dann sagte sie begütigend:

„Ich meine, daß die Stadt Worms nichts zu befürchten hat, Seidenbender. Diweil wir doch nimmer zur Pfalz gehören, sondern freie, deutsche Reichsstadt sind.“

Er wollte aufstehen und etwas erwidern. Aber er besann sich. Wozu die alte Frau unnötig ängstigen, ehe es wirklich soweit war?

So trat er vom Fenster zurück und auf die Greisin zu. „Kommt Zeit, — kommt Rat, Battenbergerin. Wir dürfen darum unseren Mut und unseren Willen nimmer fahren lassen. Wormser Kind hält Treue bis in den Tod. Und nun gehabt Euch wohl. Ich gebe meine Anordnung und sende Euch männlichen Schutz.“

Wieder beugte er sich tief über die verschrumpelte, kleine Greisenhand und ging schweren Schrittes aus dem sonnendurchfluteten Zimmer. Als er die Treppe hinunter tappte, öffnete ihm die Magd eifertig die hohe Dielentür und ließ ihn hinaus. Sie mußte dabei wieder unzählige Male knirschen, was ihren steifen, alten Beinen recht sauer wurde.

An der Gartenmauer stand Sibylle Battenberg und schaute dem Davonschreitenden nach, ohne daß Seidenbender sie sehen konnte.

Ihre blauen Augen waren groß und traurig, und sie schüttelte ein paar Mal den blonden, lockigen Kopf.

„Hätt gern noch länger mit ihm gesprochen, aber er meint wohl, daß ich ängstlich bin und zimperlich. Nur weil ich so von den Wildheiten der Franzosen sprach!“

Sie seufzte und wuschte sich mit dem Handrücken über die Augen. Da hörte sie laut ihren Namen rufen. Es war die Muhme Dorothee, die sie schon lange gesucht hatte.

„Du sollst zur Ahne kommen, Sibylle. Sie hat schon vorhin gefragt nach Dir.“

Sibylle stieg langsam die steinernen Stufen empor, die vom Garten in das Haus führten. Das leichte, rosa und weiß gestreifte Morgentkleid hauchte ein weicher Wind, der schmeichelnd von Westen her kam und über den Rhein weiter sprang. Die blonden Locken, die lose auf die Schultern niederhingen, waren ein wenig zerzaust, und in dem schmalen Gesicht war ein sinnender und bekümmelter Ausdruck.

„Ist es wegen des Briefes, Dorothee?“ fragte sie leise, und es war wie Angst in ihren großen, blauen Augen.

Dorothees Gesicht bekam etwas Weiches und Mütterliches, als sie jetzt der Nichte über den Scheitel fuhr.

„Ich weiß

Gefälschte Briefe.

Historische Skizze von Witty Gauthier.

Im roten Zimmer, dem weißen Saal des Berliner Schlosses benachbart, hält das Tabakskollegium seine allwöchentlich übliche Sitzung. Aber merkwürdig, weder die tollen Späße des schlagfertigen Fürsten Leopold von Dessau noch die originellen Einfälle und derben Witze des langen Hofjägermeisters von Haake und des Generals von Grumbow, eines erklärten Günstlings des Monarchen, üben heute ihre sonst unfehlbare Wirkung auf das Gemüt des Soldatenkönigs aus. Der sitzt verstimmt dabei, in düsteren Sinnen versunken. Mitten im Gelärm, durch die biden Schwaben des Tabakqualms, streift sein Blick argwöhnisch die ihm am nächsten stehenden Freunde, den Dessauer und den Grumbow. Mehrmals entläßt sich in kurzen Ausfällen sein Mißmuth durch Wort und Gebärde über die Häupter der beiden Haudegen. Ja, als Fürst Leopold zur Aufheiterung seines königlichen Betters dem vielverspotteten Hofjägermacher Gumbow einen zierlich ausgeputzten Affen als Sohn zugesellt und die Allotria zu bunt treibt, schlägt Friedrich Wilhelm unwirsch auf den Tisch. Bornig poltert er dazwischen: „Laßt das! Der Gumbow ist ein grundgescheiter Kerl. Bin mit ihm zufrieden. Bestelle ihn zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften.“ Frühzeitig und mißvergünstigt verläßt der König das Tabakskollegium. Aufmerksam folgen ihm die Generale. Was in aller Welt mag den Landesherren so gründlich verstimmt haben? Man fragt schließlich Eversmann, den Kammerdiener. Der weiß aber auch nur von zwei Briefen zu berichten, die vor kurzem der Hofprediger Jablonksi in verschwiegener Audienz abgegeben.

In einem der nächsten Abende, als tiefes, winterliches Dunkel die Hauptstadt einhüllt, sucht der König in der Wohnung des Geistlichen den Schreiber der geheimen Briefe auf. Es ist der aus Kursachsen zugewandte ungarische Edelmann Johann Michael von Clement. Der schlauke Wuchs des Dreißigjährigen verleihet seiner Gestalt ungewöhnliche Biegsamkeit. Feuersaugen besetzen ein sympathisches Gesicht. Die hochgewölbte, schöngemeißelte Stirn läßt auf hervorragende Geistesgaben schließen. Der König faßt ihn ins Auge. Erfragt Nam' und Herkunft. Sodann ihn fixierend, als wolle er das Innerste seines Wesens ergründen, spricht er: „Monsieur, Er hat mir da Briefe gesandt, ungeheuerliche, gefährliche Briefe, aber der Inhalt — Er wird ihn zu veranworten haben —, der Inhalt ist von größter Wichtigkeit. Doch, wie ist Er zu solchem Wissen gekommen? Erzähl Er!“ In glänzender Stil schildert der Ungar seinen Lebenslauf: die diplomatischen Dienste am Hofe des Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen, beim Prinzen Eugen in Wien und beim kurländischen Minister Graf Flemming, dessen Vertrauter er zuletzt gewesen. Mit klüger, logischer Gedankenfolge läßt er den erstaunten königlichen Besucher einen Blick in die verwickelten diplomatischen-ränkevollen Geheimnisse der Höfe zu Wien und Dresden tun, ja selbst der zu Paris und Madrid. Der König, ein Feind hinterhältiger Geheimpolitik, daher ungläubig und kopfschüttelnd dem Gehörten folgend, schneidet endlich die Rede ab: „Wenn Er als kluger, unentbehrlicher Berater des Flemming Gunst gefunden, warum ist er nicht in Dresden geblieben?“ — „Majestät“, beleuert, sich eheverbietend verneigend, der Fremdling, „die unbegrenzte Achtung vor Eurer Person, die nicht mehr ruhende Stimme meines Gewissens und der unbestechte Ruf eines Edelmannes treiben mich dazu, Euch den schändlichen Anschlag zu verraten. Eure Majestät können versichert sein, daß man in Wien, Dresden, und auch andernwärts mit scheelen Augen den Aufschwung Preußens verfolgt. Es gilt als Eindringling in den Kreis der Großmächte. Man mißgibt Euch den Sieg über Schweden und das machtstreichende Bündnis mit Rußland. Man plant daher, die Tatkraft Eurer Person lahm zu legen oder gänzlich auszuschalten.“ — „Ja, die Niedertracht, also sinnt man auf Wod?“ ruft erblaffend der König. — „Das nicht“, beruhigt Clement, dessen gewinnende Persönlichkeit den Herrscher immer mehr in Bann schlägt, „man hofft auf andere Art zum Ziel zu kommen. Es besteht die Absicht, Euch bei einem Jagdaufenthalt in Wusterhausen, kaum eine Meile also von kurländischem Gebiet entfernt, aufzuheben und in sicheren Verwahrung zu bringen. Den Kronprinzen wird man in Wien unter Obhut des Kaisers katholisch erziehen und später auf den Thron setzen, wenn man nicht gleich vorzieht, dem Markgrafen von Schwedt Kurlandenburg zu überlassen.“ — „Zum Teufel auch, das sind unerhörte Dinge. Aber, mein Herr, Er vergißt in seiner Rechnung mein Heer und meine treuen Generale.“ — „Eure treuen Generale“, wiederholt spöttisch lächelnd Clement, „die sind samt dem Dessauer und Grumbow bereits für den Anschlag gewonnen. Hier die Beweise: ein Brief des Prinzen Eugen an meine Person, der Euch die vermeldeten Tatsachen bestätigen wird. Hier: zwei Einladungen zum gemeinsamen Handeln, vom Kanzler Flemming adressiert an die Seemächte im Haag. Und da: lauter beweiskräftige Briefe aus den kaiserlichen Kanzleien. Ich denke, das wird Euch genügen.“ Der König steht lange schweigend. In seinem Innern arbeitet es gewaltig. Man sieht, wie sich seine Brust stoßweise hebt und senkt, wie er

grünlich die Hände ballt. Darnach, sich mit einem Blick von des ungeheuren Spannung befreit, klopfet er Clement auf die Schulter: „Nun, ich kann Ihm kaum glauben. Doch geb' Er die Wische her! Ich werde alles genau prüfen. Dalt' Er sich morgen um diese Stunde wieder bereit!“

In dieser Nacht findet der König keinen Schlaf. Die Unterschriften der Briefe sind, wie er durch Vergleich feststellt, echt. Er ist am folgenden Tage in der überkühlen Laune. In dem Maße, wie seine Bedenken gegen Clement schwinden, steigt sein Mißtrauen gegen seine nächste Umgebung. Nach dem zweiten Besuche ist seine Stimmung noch düsterer. Ein Gefühl grenzenlosen Verlassenseins und stärkster Menschenverachtung befällt ihn. Wo er geht und steht, fühlt er sich bedroht und umlauert. Des Nachts legt er zwei Pistolen neben sich, und doch findet er keine Ruhe. Niemanden kann er sein Herz ausschütten, am wenigsten den Verrätern, die ihn umgeben. Da ist es schon das Richtige, er vertraut dem Fremden, der aus eigenem Antrieb zu seiner Rettung erschienen und in edler, selbstloser Weise sogar eine Belohnung von zehntausend Talern zurückweist. So zieht es den König Abend für Abend zu Clement, bis der Ungar, auf wiederholtes Bitten, nach dem Haag fahren darf, um dort den Vertretern der Seemächte „den Puls zu fühlen“.

Nach der Abreise des Fremdlings wird Friedrich Wilhelm noch verschlossener. Knirschend beugen sich die Generale unter den unerklärlichen Unmut ihres Herrn. Dem Dessauer wird der Zustand

Die Spinne.

Von Thomas Mosby.

Auf dem breiten steinernen Gesimse der Loggia reichte sich ein Blumentopf an den andern. Auf sämtlichen Ertern prangten Blumen in lebhaften Farben. Die Gasse war still. Mächtige Bäume breiteten ihre Laubkronen aus und vom ersten Stockwerk konnte man die gegenüberliegenden Häuser nicht sehen. Es schien, als hätte man schon still und einsam in einem Park gelebt; die Tagesorgen brachen hier nicht in wahnsinnig vergrößerter Dimension herein, eine Müde blieb eine Müde und nur das Sprichwort machte aus ihr einen Elefanten. Damals konnte ich sogar Zeit erübrigen, meine Erkerblumen zu pflegen, die hervorbrechenden Knospen zu betrachten und mich der entfalteten Blumen zu erfreuen. Und damals geschah es, daß ich einer Spinne begegnete, mit der ich mich beschäftigen konnte, und zu deren Verhängnis ich wurde.

Es war eine geschmackvoll gekleidete, schlanke Spinne, die ich an einem Maientag in der Ecke der Loggia entdeckte; sie war eben mit dem Spannen der Grundfäden ihres Netzes beschäftigt. Fleißig, sorgfältig verrichtete sie ihre Arbeit. Als ich sie betrachtete, kam mir plötzlich eine Idee und ich führte diese, auch sofort aus. Ich fing einige Fliegen zusammen und reichte sie mit einer dünnen Pinzette der Spinne; ich legte die betäubten Fliegen auf die Fäden des Netzes und die Spinne stürzte zu ihnen hin, band sie mit ihren Fäden fest und machte sich an das Mahl.

Am nächsten Tag kehlte sie ihr Netz fertig. Ich aber fing wieder einige Fliegen zusammen und legte die Beute vorsichtig in das Netz der SpinnengeWEBE. Die elegante Spinne war im Nu dort und ließ sich die Beute gut munden.

Späterhin begann ich das Netz der Spinne sorgfältig zu zerlegen, fadenweise, um die Netzentwerferin nicht zu erschrecken, dabei lieferte ich pünktlich die Fliegen. Die Spinne nährte sich reichlich und ich glaube, sie wurde sogar fett. Daß ich ihr Netz zertrenne und die Fäden des Netzes allmählich fortschaffe, das bemerkte sie vielleicht gar nicht, da sie an deren Stelle keine neuen Fäden zog. Sie lebte ruhig und zufrieden inmitten ihres zertrennten Netzes und nahm die Fliegen in Empfang, die ihr nicht ihr Netz, ihre Kunst verschaffte, sondern das „Glück“ gebrauchsfähig ins Haus lieferte.

Ihr Netz wurde immer kleiner, selbst wenn ein Käfer in dessen Nähe kam, konnte er sich schon nicht mehr darin verfangen. Dieses beschchnittene Netz diente bereits zu nichts anderem mehr, als zur Wohnstätte der — wie ich konstatierte — immer dicker werdenden Spinne.

Von dem Netz waren nur mehr wenige Grundfäden übrig. Mit einer Pinzette reichte ich die Fliegen der Spinne, welche die Nahrung entgegennahm und sich damit gar nicht viel abmühte; legte ich eine Fliege etwas weiter von ihr entfernt nieder, so holte sie selbst gar nicht. Diese interessierte sie nicht. Um ihr Netz kümmerte sie sich schon längst nicht mehr. Sie war es schon gewöhnt, die Fliegen fertig ins Haus gestellt zu bekommen, und sie war davon überzeugt, daß sie auch hierauf bereits ein Anrecht habe.

Aber eines Tages fand ich sie nicht auf ihrem gewohnten Platz in der Mitte der Nebburg. Wals hatte ich sie aber wieder erspäht: sie hockte auf dem Stengel einer in der Ecke stehenden Blume. Möglich, daß es sie schon langweilte, in der Mitte eines Netzes zu sitzen, das gar kein Netz mehr war, das sie nicht benötigte. Vielleicht war in ihr die Auffassung herangereift, daß es eine Irreführung sei, daß die Spinne ein Netz anfertigen müsse. Sie erhielt auch so ihr Tagesquantum an Fliegen.

So lebte sie denn gemächlich am Stengel der Blume und nahm die Nahrung mit stiller Gleichgültigkeit entgegen. Was mit ihr geschah, wurde für sie zu einem Geleß, das unumstößlich war.

Die Wochen vergingen. Die Spinne fühlte sich am Blumenstengel recht wohl und wurde dort entschieden dick. Sie hatte keine Sorgen, keine Beschäftigung, für nichts ein Interesse. Es war gar nicht schwer gewesen, sie so weit zu bringen. Sie brauchte nur einige Wochen hindurch täglich ihre fünf Fliegen pünktlich zu bekommen.

Was im Leben eines Menschen gar häufig vorkommt, das trat jetzt auch im Leben der Spinne ein: Das Glück wendete sich von ihr ab, das heißt: ich trug ihr keine Fliegen mehr zu. Möglich, daß die Spinne an diese sonderbare Änderung zuerst nicht glauben wollte; sie bezeichnete es absichtlich nur als dummen Zufall, als der gewohnte Bissen das erste Mal ausblieb. Am zweiten Tag mag sie sich darüber vielleicht geärgert und mismutig gewartet haben, was denn wohl am dritten Tag sein wird. Und als sie auch am dritten Tag vergebens auf die Speise wartete, ging sie langsam bald hierher, bald dorthin. Jetzt mochte sie schon unruhig gewesen sein.

„Also bitte“, dachte ich bei mir, „nun wird sie sich dessen besinnen, daß sie eine ausgelebte Spinne ist, wird sich an die Arbeit machen, ein neues Netz ziehen und auf ehrliche Art ihr tägliches Insekt erwerben.“

Sie tat es nicht. Sie kroch bloß herum. Ob nun ziellos ober

unverwundend, das vermochte ich nicht schaukelnd. Das acht Wochen lang währende, unveränderliche Glück war ihr zum Schaden geworden. Sie war eine ehrliche Arbeit schon nicht mehr gewohnt. Sie vergaß das Arbeiten, — denn auch so etwas ist möglich. Sie verlangte vielleicht trotzig von der höheren Macht, daß diese für sie auch weiterhin so Sorge, wie bisher. Ich kann mir lebhaft vorstellen, daß sie sich in ihrer Selbstgesprächen, die eigentlich an mich gerichtet waren, auf das Entschiedenste auf ihre erworbenen Rechte berief. Und ich glaube, sie hat mich schließlich sogar — verflucht; und da sie schon keine erpriestliche Arbeit mehr verrichten konnte, ging sie elend zugrunde.

(Einzig berechnete Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

Vom erquickenden Schlummer.

Von Julius Kreis.

Wie steht es schön in allen besseren Erzählungen für die Jugend und das Volk Der müde Wanderer strebte dem Schatten des Baumes zu, streckte sich auf den weichen Rasen und verfiel in einen erquickenden Schlummer Schlummer war das letzte Wort! —

Ich habe als müder Wanderer und auch als opulent gefühlthabender Nichtwanderer schon manchmal versucht mich auf einem weichen Rasen einem erquickenden Schlummer hinzugeben.

Ich warne Neugierige. Es gibt ja nichts Heimtückischeres, Kaputtenthafteres als so einen weichen Rasen.

Man streckt sich — jenen, mit Recht so geschätzten Seufzer der Erleichterung ausstößend, darauf aus. Und fährt wie — natürlich wie von einer Tarantel gestochen — wieder empor. Es